



Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumarkt.

3. Blatt.

Landsberg (Warthe) 1929.

Nr. 14.

Märkische Weihnachtsgedichte.

von Karl Demmel.

Weihnachten hat in allen deutschen Gauen seine Dichter — sie sind und bleiben auch weiterhin unabkömig — gefunden. Er scheint es uns da eigentlich nicht recht anregend, uns auch einmal in die weihnachtliche märkische Heimatdichtung zu vertiefen. Vom literaturgeschichtlichen Standpunkt uns dies wünscht sein, und zwar möchten wir, um dabei das Bild einigermaßen zu runden, recht weit aussehen. Noch reizvoller würde es sein, wenn wir hier auch uns überlieferete Weihnachts-Gedanken längst verschönerter geistlicher Dichter der vorreformatorischen Zeit einschalten könnten; aber die Sache danach dürfte wohl vergleichlich sein, da uns selbst von den bekanntesten Dämmen nur in seltensten Fällen die Dichter bekannt geworden sind. Die bleibt uns also nur das evangelische Kirchenlied abrig, das natürlich viele Vertreter auch in der Mark gebaut hat; wir brauchen nur den Namen Ringwald anzuführen. Hier nennen wir zuerst als Dichter Paul Gerhardt, der bekanntlich 1607 zu Gräfenhainichen in den Provinz Sachsen geboren wurde, aber bereits Schaffens als Kirchenliederdichter nur auf märkischen Boden erfolgte, denn wie wir wissen, amtierte Paul Gerhardt zu Mittenwalde, Berlin und Ribben, also sein ganzes Wirken galt der Markt. Wir citieren hier die Eingangsstrophe von zwei verschiedenen Chorälen:

„O, Jesu Christ, dein Kripplein ist mein Paradies,
Da meine Seele weidet.
Hier ist der Ort, mit unserm Fleisch
Persönlich eingesleidet.“

Das zweite Lied, das zwanzig Strophen zählt, sei nur durch die 6. Strophe vertreten, in der es heißt:

„Nun bist du hier, da liegest du,
Hälft in der Krippe deine Ruh;
Bist klein und machst doch alles groß,
Vestleid' si' Welt und kommst doch bloß
Halleluja!“

Die Barockzeit, in der diese und auch das jetzt folgende Lied entstanden, kannte ja noch nicht den Christbaum, der das dichterische Weihnachtserleben spä-

ter ganz anders gestalten sollte. Es ist in dieser Dichtung noch nicht das geometrische, sondern oft sehr viel Bombast. Schlicht dagegen wirkt unser Paul Gerhardt. Wir wollen auch aus einem Weihnachtslied des aus Guben gebürgten Joh. Frank (1618–1677) hören, den 1655 dieses Lied dichtete, das Chr. Peter 1655 in Mußt schrieb:

„Bethlehem, uns wundert alle,
Wie es immer zu mag geh',
Doch in deinem kleinen Stalle
Kann der ganze Himmel stehn,
Hat denn nun der Sternen Menge
Raum in einer solchen Eng'e?“

Der noch eigenartiger heißt es in der 6. Strophe:

„Wie, und nicht dich Herren HERRN,
Soll man in den Stall versperren.“

Aber schon das 18. Jahrhundert lässt die Dichter das Weihnachtswunder natürlicher und gemütvoller erleben, es kommt besonders das Idyllische zum Ausdruck, und da wollen und müssen wir den Pfarrer Schmidt von Neuen erwähnen, der bekanntlich von Goethe zu Utrecht gehänselt wurde. Wir entnehmen seinem Poem „Der Landmann im Winter“ diese Zeilen, die uns zugleich einen alten, märkischen Weihnachtsbrauch verraten:

„Um Weihnacht singen abends gerne
Die weißen Hembden, mit den Sternen,
Die Sonn' hat uns so schwarz gebrant!“
Die Weisen aus dem Weihnachtsland:
Dann läuft zusammen Kind und Greis;
Gewaltig jucht der frohe Kreis,
So oft, mit Golddäpfer geschmückt,
Heddes aus dem Fenster nicht...“

Es ist wohl auch den wenigsten Märtern bekannt, daß die viergelebten Kinderliebenden „Morgen, Kinder, wird's was geben“ und „Am Weihnachtsbaum die Lieder brennen“ in Berlin entstanden sind. Der Verfasser des ersten ist der Schlesier Karl Friedrich von Spilittegarb (1753–1802), der als zu Frankfurt (Oder) gebildeter Pastor 1776 in Berlin eine Musteranstalt für Knaben gründete und auch als Jugendberzieher für die damalige Welt beachtliche Werke

geschrieben hat. Unser obengenanntes Weihnachtslied schrieb Spilittegarb 1795. Das Lied „Am Weihnachtsbaum die Lieder brennen“ schrieb ebenfalls ein Schlesier, und zwar Hermann Klette (1831–1886), der als Journalist in Berlin lebte. Dieses Lied entstand 1841. — Wer hätte nicht schon vom Berliner Weihnachtsmarkt in seiner förmlichen Romantik von ebendem gehört? Ja, es gibt auch heute noch einen Berliner Weihnachtsmarkt; aber die Romantik der einst so fröhlichen Kinderfreude dabei ist hinüber, die gierige Weltstadt hat keine Zeit mehr dafür. Ein Erinnerer daran hat uns ein Geringerer als Gottfried Keller in seinem hübschen Gedicht vom Berliner Weihnachtsmarkt aufscheinen: „Weich lustiger Walb um das hohe Schloß
Hat sich zusammengefunden,
Ein grünes bewegliches Rabelschöpf,
Von feiner Wurzel gebunden.
Und kommt die Nacht, so singt der Walb
Und wiegt sich im Gaslichttheime;
Vorüber dem Baumberheine...“

Und der märkische religiöse Lyriker Gustav Schüller schrieb ein einfaches Weihnachtspoem unter dem Titel „Blüte, himmlische Blüte“. Wir lesen darin:

„Wieder wandert's die Welt entlang,
Die notvoll abgemühte,
Wieder wird der Gloden Gesang
Blüte, himmlische Blüte.
Wieder das lockendseige Kind,
Wird durch Sterne getragen,
Wieder weht im felsigen Wind
Der Hirten Singen und Sagen...“

Ein anderer märkischer Dichter, Karl Demmel, fand in dem Gedicht „Weihnachtsgrüßen“ diese Zeilen:

„Weihnachtsglocken! Wieder, wieder
Sämtigt und bestimmt ihr mich.
Kommt, o kommt, ihr hohen Bieder,
nehmt mich, überwältigt mich!“
Doch ich in die Unte fallen
Doch ich wieder Kind sein kann,
Wie als Kind Herr Jesus fallen
Und die Hände falten kann.“

Und ganz anders wieder ist „La bùnd“ in seinem Weihnachtsgedicht, der uns darin ein Stile weihnachtlicher Landsträbenarmut auf märkischer Erde schlägt:

„Ich bin der Tischler Josef, meine Frau,
die hertet Marie.
Wir finden kein' Arbeit und Herberg im
kalten Winter allhie.“

Es ist ebenso die Karmu wie in Bethlehem: der Wirt weist den armen Leuten durch den Stall als Quartier an: „Ich hab' kein Bett für Bettelsteut', doch schaet euch nur in den Stall, Gevatter Ochs und Bafe kuh werden euch empfangen wohl.“

Der Weihnachtstag in märkischen Dörfern weist der in Lüchow ansässige märkische Dichter Gustav Metzger romantisch zu sagen:

„Freude auf ihrem wogenden Gang
Tragen die kleinen Dorflingsloden
Heut schon in leife gedämmstem Kläng
Weihnachtstolisiges Frohlocken.
Flüstern in häuser und Hütten hinein
Heimlich die uralten Mären,
Balde wird ihr Kläng den schwimmernden
Schön.“

Leuchtender Kerzen verklären.“

Wir wollen nun unserer Reigen märkischer Weihnachtsgedichte mit einigen Zeilen Walbemar Leyers beschließen, der in Freienwalde (Oder) am Gymnasium als Leiter wirkte und der uns ein jüngstes, neustädtisches Bild in dem Gedicht „Freienwalde zur Weihnachtzeit“ entwirft:

„Der Winter brad herein. Ein Bild auf
weißem Grunde.
So liegt die schmude Stadt und rings
in weiter Runde.
Hat alles weiß für angetan.“

Und da fährt nun die Eisenbahn im Schnee, die der Dichter mit Weihnachtspaletten beladen wähnt; aber auch Weihnachtsfeuer kommt in die kleine Stadt: „Zum Weihnachtsfeste sucht gern manch Kind das Baterhaus“. Und alles freut sich miteinander, sogar der Christbaum hat ein stilles Grühen, denn:

„Willkommen! wiint ihm leis' in wohl-
bekannter Weise.“

Die Weihnachtsstämme grün und traus.“

Mit diesem gemütlichen Gedicht sei unsere kleine Folge märkischer Weihnachtsgedichte abgeschlossen, die uns offenbar, wie sich in märkischen Dichtern das Weihnachtswesen ernster oder lieblicher gestaltete.



O Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter!

Naturissenschaftliche Pionderei.

Wieder naht das Weihnachtsfest, und wieder müssen Millionen von Tannen und Fichten ihr Leben lassen, um für kurze Zeit, buntgeschmückt, dem Weihnachtsabend die rechte Weile zu geben. Mit dem Frost schließen sich an dem frischen Grün der jungen Bäume erneut, aber dann, jenseit dem fällt ein, einmal die Stunde ihrer Krise, wie kommt es eigentlich, daß die Tannen ihr Grün auch im kalten Winter behalten, wo alles sonst draußen dürd und dalt ist, ja warum sind überhaupt die Bäume grün? Solche Frage stellt man nicht, weil man gewohnt ist, als selbstverständlich hinzunehmen, was man tatsächlich erlebt. Nur

außergewöhnliches sieht besondere Anteilnahme zu erwecken. Ja, manchem wird die Frage, warum alle Bäume grün sind, geradezu lästig erscheinen. Und wenn er die Antwort hört: weil der Himmel blau ist, so wird er glauben, man treibe Spaß mit ihm.

Etwas besser sieht es mit der ersten Frage: warum die Nadelbäume im Winter ihre Blätter behalten, während alle Laubbäume sie abwerfen. Darüber haben sinnende Menschen schon nachgedacht, bevor die Wissenschaft eine Antwort darauf geben konnte. Man half sich mit Mythen, Legenden und halblosen Theorien und erst die moderne Botanik hat das Rätsel gelöst. Um zu verstehen, um was es sich handelt, müssen wir die Stoffe kennen, die das Blatt im Haushalt des Baumes hält.

Aus zweierlei Quellen leßt sich die Blätze ihre Nahrung: aus dem Boden und aus der Luft. Von unten herauf führen die Wurzeln durch ein feines Röhrennetz näralgärtliches Wasser bis in die feinen Verzweigungen des Stammes. Von oben die Sonne überfließt, vermögen die Blätter die nötigen Bestandteile der Luft in sich aufzunehmen und in Wasserstoff und Sauerstoff umzumwandeln. Die notwendige Voranstellung dafür ist das Vorhandensein von Blattgrün. Wer dieses sieht, ist eine Nahrungsautoklave aus der Natur nicht möglich. Weiter dient das Blatt zum Wasser der Blätze. Für unsere Frage aber wichtig ist die dritte Vermutung, die es findet die Fähigkeit in dem kleinen blauen Blatt, das Wasser verdunsten zu lassen, das sonst von innen her in das Blatt hineingelangt. Ist die Verdunstung so stark, daß die Wurzeln einen gleichwertigen Ersatz von Säften nicht schaffen können, so vertrüdt die Blätze. Wie alle haben das schon erlebt, wenn wir einen Blumentopf aus der Feuchtigkeitsgränze Luft des kleinen Blumenlabors in ein geheiztes Zimmer brachten. Trocken Gießens konnten die Wurzeln die Arbeit nicht leisten, die ihnen zugemutet wurde. Es waren nicht imstande, das Wasser zu ergänzen, das die trockene, warme Zimmerluft den Blättern durch die Poren entzog. Und bald standen wir betrobt vor der vertrockneten Blätze.

Würden unsere Laubbäume ihre Blätter während des Winters behalten, so würden sie daselbst Los erledigen. Die durch die Blätter gelähmten Wurzeln wären nicht fähig, so viel Wasser in die Höhe zu senden, wie durch die Blattoberfläche verdunstete, und der Tod des Pflanzenkörpers wäre unvermeidlich. Wir würden von Erfrieren freuen, wo tatsächlich Verbrennen vorläge. Es ist daher eine sehr weise Einrichtung, daß diesem Schemen Tod durch schützende Abstofen des Laubes vorgebeugt wird. Da die Natur aber nichts, was brauchbar ist, unumstößlich läßt, so hat sie auch dafür gesorgt, daß die Nahrungs vorräte, die in den Blättern aufgespeichert sind, dem Laub abholen bleiben. So bald die regenlosen Schneetage die Erde auszutrocknen beginnen, tanzen die Blätter am, für die Städteförderung der in ihnen aufgespeicherten Nahrungsstoffe zu sorgen. Die Blattstöße werden in die Höhe und in den Stamm geleitet, um im nächsten Frühjahr wieder zum Aufbau der jungen Zweige, Blätter, Blüten und Früchte vorzubereiten. Die Blätter trocknen und verlieren ihr Grün, neuerlich die Stämme der Bäume an. Zugleich bildet der Stamm am Grunde der Blattstiele eine leicht gerippte Vorhöchheit, die ihm gegen ansten abschützt, dem Blatte dagegen das Abholen erleichtert, so daß dann schon der erste Herbstwind es hinweg zu führen vermag.

Auch in heißen Gegenden, besonders in den Gebieten, wo monatlang kein Regen fällt, gibt es viele Bäume, die regelmäßig ihr Grün abwerfen. Diese jährlin verfallenden, wenn sie sich nicht anhaltender Bäume sollten möglicherweise unsere Laubbäume. Wir kennen Landsträben, die der Zeit der Dürre mit ihren vergilbten Blättern und Blüten und ihren blattlosen Bäumen ganz den Endpunkt heroverrufen, wie die nördlicheren Landsträben zur Zeit des Stärberhörs.

Anderer Redt es mit dem Ma de la z e r n, für die besicht die Gefahr des Vertröstens in weitgeringerem Maße. Sie widerstehen der winterlichen Trockenheit einmal dank der Kleinheit ihrer kleinen Blätter, die eine sehr geringe Verdunstungsfläche haben, und dank dem Schutz,

den diese Blätter durch ihren anatomischen Bau, die dickwandige Oberhaut und andere Eigentümlichkeiten besitzen. Überhaupt geht der Stäverbrauch bei den Nadelbäumen viel langsam vor sich als bei den laubbewerfenden Bäumen; und so können sie den Winter in vollem Schmuck ihrer Nadeln überstehen und zum Christbaum für alle Weihnachtsbäume erfreuen. Zum Abreisen gibt es Nadelbäume, die im Winter ihre Blätter verlieren, die Lärchen. Sie sind dem kalten Wetter besonders angepaßt, und kein Baum geht so weit nach Norden und so hoch in die Gebirge hinauf wie sie.

Warum haben nun die Bäume grünes Laub? Die Antwort darauf kommt von dem deutlichen Gelehrten E. Stahl. Wie der Laubbewuchs eine Ausbildung an das Klima ist, so ist die Grünfärbung der Blätter eine Ausbildung an das Sonnenlicht. Wenn wir den Himmel am Tage betrachten, so erscheint er uns blau. Da ist die Folge der Brechung der Sonnenstrahlen durch die Atmosphäre, die unsre Erde umgibt. Hätte unsere Erde kein Luftschleier, so würde die Sonne leuchtend an einem schwärzlichen Firmament stehen. So etwa werden sie die Glücksfeuer oder Unglücksfeuer sehen, die demnächst mit der Weltkugelrakte zum atmosphärischen Feuer gefeuert werden. Die Blaufärbung des Himmels wird durch die blauen Strahlen des Lichtes bewirkt, die nach allen Seiten zerstreut werden, während die Lüftschleier die anderen Farben des Sonnenlichtes am Himmel verdecken. Nun aber, wenn die roten und gelben Sonnenstrahlen durch die grünliche Färbung des Himmels verdeckt werden, so kann die Blaufarbe der Blätter nicht vollständig anstreben zu Blätzen aus. Um sie möglichst vollständig anstreben zu können, bilden die Blätzen das Blattgrün, das die Komplementärfarben von Rot und Gelb enthält. Unter Komplementärfarben verleben wir zwei Spektakelzonen, deren Mischung Weiß ergibt. Die Blätzen schützen sich also durch das Blattgrün, der dem Zart, einheitlichen Einfluß der blauen Strahlen. Behandelt also nicht die Lüftschleier unserer Erde, welche die blauen Strahlen gewissermaßen beginnen, so hätten die Blätzen nicht nötig, sich in Grün zu kleiden. Oder, um mit den Worten E. Stahls zu sprechen: Die Bäume haben grünes Laub, weil der Himmel blau ist.



Der Weihnachtsbefehl des Königs.

Stil von B. W. Ild.

Nosse Nebelstädter legen sich über die weite Ebene der kleinen Städtchen und Höfe, sintern wie eine unheimliche Decke über das Sieden des Dorfeschulzen.

In der winzigen Kammer seiner einzigen Tochter flammt zündend der Kienpam am Fenster und verläßt. Ein leises Boden schließt sich über den Laden zurück.

Ein Schatten huscht durchs Zimmer, blidt sich nimmt unter dem Bett die Holzschuhe fort, stellt sie aufs Fensterbett schwungvoll seitlich hin und kreift. Kräftige Männerarme greifen sie, tragen sie in den Garten.

„Meine Schuhe . . .“ flüstert Brigitte.

„Läß, id trage Dich zurück.“

„Dorch!“ drängt sie sich enger angstvoll an ihn.

„Um, eine Kähe ist.“ Ihre Lippen sind den füllt alle Wirtlichkeit um sie herum.

Am Fenster aber lehnt eine baumlange Gestalt, grün der lange Schnitt. Seine Sinnetäften sind verhüllt. Die offenen Lippen vertragen den kleinen Brigitte Geheimnis. Und mir . . .

„Dene“ Mutter packt sein Gesicht. Wut versetzt zum Grinsen. Von der Linde im Garten kommt ein Geräusch . . . wie läßt.“

Oho. So eine in die Dirne. Verlust! Und ist gekommen, um sie zu treten. Seine faulige Lippe, grün der Schnitt. Ein töntföckiges Lädeln umsieht die breiten Lippen. Das, wogegen er gelöscht sind die Holzschuhe. Leise fährt er darüber hin. Wieder das fatale Grinsen aus der Linde. Küsse, die einem anderen gelten, machen ihn wild.

Im ersten Impuls will er hinstellen, will er weiß nicht, was tun. Dann bleibt er wie gebunden stehen, ein Gedanke kommt ihm. Sich rächen!

Wer ist es, mit dem sie scharmasiert? Ein vor Edicte lastet er ins Dantel, hört Claus Schlagintweis Stimme: „Wag es nicht und sie den langen Franz noch einmal an, er hat renommiert, er will Dich heiraten.“

„Widt heiraten?“ ein verlebendes helles Lachen, in das die tiefere Stimme des anderen gedämpft einflimmt.

Alle anderen Gefüle verbreben. Rache schreit es in ihm, Rache. Er hat es. Das Edict des Königs!

Kurz, vorellend lächelt er auf.

Im jähren Erschrecken fahren die Liebenden aneinander.

„Der Lenfels!“ jammert das Mädchen. „Unmöglich!“ lacht der Mann doch ist ihm dabei nicht wohl zumute.

Sie trennen sich schnell, als sie gedacht.

— Am anderen Tag kommt der lange Franz aus dem Hof. Soeben tritt Brigitte mehr fröhlich, mit blühenden Augen und steifen Röcken, den Mälheimer am Arm, aus dem Stall.

Mit sonderbarem Blick betrachtet der Schuster sie, fragt kurz: „Ist der Schulze dasheim?“

„In der Amtsstube.“

„Ein Grus, mein Don!“ Verwundert sieht Brigitte dem Mann nach.

Der lange Franz steht vor dem Dorfschulzen, der in der Stube schlürft und aufschaut, während der Amtsherr mit wohlgeblümten Federn über ein Altentlass gebringt ist.

„Was gibt es?“

„Das Euch was zu melden, unter vier Augen Dorfschulze.“

„Geh, Schuhzieher, ich ruf Ihn, wenn ich Ihnen brauche. Na, was will Er?“ Stolz sehen die harten Augen des Bauern den langen Franz an. Der Räuber holt, spürt einmal die Stube, läuft ans Fenster, läuft sich ein andermal.

„Na,“ drängt der andere. „Dorfmeister, ich, nun ich,“ bittet Ihn, gebt mir die Brigitte zum Weibe.“

Döhnend lächelt der Bauer, lächelt lieb, läßt über den wohlgerandeten Geldbeutel, den er und den Leib trug.

„Ist er verheiratet geworden, mein Kind ein Schuhmesser?“

„Ein erbar Handwerk, Dorfschulze.“

„Holt er sich eine Schuhstödrin; gegen kein Handwerk lag ich nichts, doch wohnt es nicht für mein Mädel.“

„Oho! Bin Ihm nicht sein genug. Warte! Euer Bauernsöls kam auch gebürtig werden.“

„Bon ihm?“ murrt der Bauer.

Der lange Franz redt sich: „Seid Ihr der Dorfschulze?“

„Altere Frage. Kennt Er mich nicht?“

„Gut. Seht kommt ich zum Dorfschulzen. Kennt Er dies?“ Damit legt er ihm ein paar Holzstücke auf den Tisch.

Der Brigitte ihre, wie kommt Er dazu?“

grüßt es.

Sie kennt sie, das genügt. Seht dort das Edict des Königs, ich will's Euch vorlesen. Schulze.“

„Schreiber,“ ruft der. „Nicht nötig.“ Hört die andere langsam wie buchstabenartig fort: „Gehst du Angen des ehemaligen Schuhmachers Dorfes zum neuen Königlichen Meistert von Bremen?“ Ein vermeintlich emanzierte Edict mit dem S. Galli in Gründen verordnet haben, daß die Träger von hölzernen Schuhen und Pantofeln ganzlich abgeschafft werden soll in allen Dörfern der Churmark Gleiswohl aber höchst mißbillig vernehmen müssen, daß Dero allerhöchste Willensmeinung in verschiedenen Dörfern, zum Radteil der Schuhmeister denen solchergestalt die Abnahme entzogen wird, dem vorangegangenen Edict zuwider gehandelt wird. Dieserhalb soll diese solhane Verordnung

veröffentlicht werden. Da jemand im Besitz solcher Schuhe betroffen wird, oder solche bey ihm gefunden werden, soll wider ihn die Strafe des Halsseßens oder Gesäßganges versahen werden. Den Schulzen jenes Ortes wird hiermit ernstlich, bei Vermeidung von 200 Dukaten für die Rekrutierungsschule abgeschlagen, daß dieser Verordnung nachfolge setzt.“

„Aufhören“, schreit der Schulze, „will Er mich in Ungnade bringen?“

„Nein wenn Er mich nach Edict nimmt.“

Trohig preßt die schmalen Lippen des Bauern zusammen. „Nein.“

Wie ein Schlag trifft es den anderen: „So reicht ich Klage gegen den Dorfschulzen ein, um unbefugten Besitzes von Holschulzen.“

Wie kommt Er zu den Schuhen? Hat er sie geklopft?“

„Gleichwohl. Ich will mein Recht.“

Das soll Ihm werden, droht eine Soldatenkunne von der offenen Tür. Ein Offizier blickt in wohlwollender Meldecrichtung auf die Gestalt des langen Franz. „Er kommt mit zum König.“

Ein preußischer Werbel! Einseitig erkennt der Schulze die Uniform, füllt verzweifelt vor dem Schulzen in die Knie: „Helft mir, rettet mich!“

„Wie groß ist er?“ unterbricht die dünne Stimme das Jammern.

„Et' 9 Fuß“, heult der Lange.

Der Werber schmiegelt: „Sann Ihn braudet. Ein Weihnachtsgeschenk für Seine Majestät. Der König liebt das für die lange Garde.“

Heulend und jammern getextet der Schuhmeister: „Pardon, pardon!“

„Molstier! Er mich nicht, hält Er's Mantl!“ damit wendet sich der Werber dem Schulzen zu. „Läßt Er Seine Sache mit den Holschulzen aufschreiben. Brauch's, damit dem da“, weißt er auf den Langen, „Gerechtigkeit wird.“

Während der Schreiber den Vorfall aufschreibt, richtet Brigitte dem Offizier ein fröhliches Lächeln, stredenzt ihm einen feurigen Ring, und erzählt ihm dabei, daß der Vater hart sei, weil Claus Schlagintweis Besitz kleiner ist als sein eiemer.“

Auf am Weihnachtstag kommt ein Königlicher Befehl an den Dorfschulzen: „Bei Vermeidung der peinlichen Halsstrafe muss Er 200 Dukaten an die Rekruten Käfe geben und bei Strafe allerhöchster Ungnade in königlicher Kriß seine Tochter Brigitte mit dem Namen Claus Schlagintweis verschließen, damit der lange Franz die Dienst und nicht die Weiber im Dorf hat.“

Also geschenkt Weihnachten im Jahre 1726.

Mennoniten-Wanderungen.

Zur Rückwanderung der Deutschen aus der Sowjetunion.

Von A. Hänsele.

„Die Mehrzahl der Auswanderer sind Mennoniten“, so las man lästig in den Zeitungen bei den Berichten über das aus Russland flüchtigende Deutschen. Sie haben unter dem Druck der Verhältnisse Haus und Hof und Ader verloren, um in der Fremde eine neue, neue Heimat zu suchen. Das weckt Erinnerungen an Wanderungen der Mennoniten in früherer Jahrhundert.

Die Mennoniten tragen ihren Namen nach Menna Simons, einem vormalen katholischen Geistlichen in Holland, der im 16. Jahrhundert lebte. Ihre Heimat liegt in vielen Dörfern mit der evangelischen überrein; sie verwerfen aber die Kirchentüre, den Gottes und den Kriegsdienst und führen sich dabei auf den Wortlaut der Bibel: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden.“ Ich sage euch, daß ihr allerdings nicht selig seid!“ „Doch nicht töten.“

Als 1540 mehrere Durchläufer des Weichseldammes im Danziger Werder die ganze Riedelung überstürzen ließen, so daß die Bewohner der betroffenen Dörfer verarmten und ihre Anwohner verliehen, da gelang es dem Rat der Stadt Danzig, holländische Bauern an zur Neuanordnung des verwohnsten Landes zu gewinnen; es waren Mennoniten. In Scharen stürmten sie nicht nur in die Danziger, sondern auch in die Marienburg, Elbing, Grudenz und anderen Städten. 1600 siedelten sich dort in diesen Dörfern ihre Nachkommen auf ansehnlichen Bauernhöfen und halten treu an ihrem angekündigten Glauben fest. So wurde 1765 durch Bremenshöf 28 mennonitische Familien in den angegründeten Kolonien Bremenshöf, Bremenshöfwalde, Danzig und Rendsburg angesiedelt. In einzelnen Trupps kamen 165 Personen mit etwa 200 Pferden, 200 Kühen und 200 Schafen. Ende Mai und Anfang Juni trafen sie in Driesen ein.

Doch bald sahen einige ihren Wanderstab wieder weiter. Schon 1783 zog der erste soz. Bremenshöf in Kleinenshöf, wo Groß Romangow bereits eine Mennonitenemigration angefծelt hatte. 1785 kam ein Abgelebender der Rehebräut-Mennoniten zu König Friedrich und stellte ihm die Postlage einiger Familien vor: die angeführten Schuhmeister haben für einen selbständigen Familienname keinen neuen Wörtern mehr erreichen, da bereits viele Abgelebte sind befriedigt war; ja wollten die Bäder über Bezeichnungen, den Schuhmeister überlassen und zum Schatzorten v. Schimanshöf siezen, der in der Weichselmeindreitung bei Thorn Land hatte unberührt lassen. Doch hielt man die thüringischen Wirtse noch fest, indem man ihnen 1787 die Erbansprüche erließ, sich auch andernwohl anzusiedeln. Danzigerlände Gründen, Landmengen, Verdrückung in ihren Glaubensleben, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, zwangen sie aber doch, nach und nach truppenweise fortzuziehen. Im Sommer 1804 zogen 5 Familien nach Münchland; dortin hatte seit 1783 die Bäder Katharina II. Mennoniten gerufen. Die legten zogen 1855 nach. Die Rehebräut-Mennoniten gehörten zu den sogenannten „Groninger Mennoniten“, einer Verbindung, welche den „Flemingern“ näher stand als den frischlied Mennoniten-Gemeinden. Dagegen erklärte es sich, daß sie in der Külmer Mönnerung sich nicht an die größere Külmer-Gemeinde in Schonie anschlossen, sondern mit einer gesetzten Glaubensgenossen bei Thorn und Schewy eine eigene Gemeinde gebildet hatten. Mit diesen blieben sie auch von Bremenshöf aus in Gemeinschaft und Verkehr. Angethan ist, daß der lutherische vom Staat eingesetzte Lehrer Wilhelm Lange in Bremenshöf wurde 1788 mit Genehmigung seiner vorgesehnen Nachfolger in die Mönnerung übertragen. Bremenshöf und Rethen wurde 1804, Es war es, der hier 1803 die Namen von 40 Mennoniten in Bremenshöfwald und Rethen an den Käfer von Rügenland wandte mit der Bitte, ihnen die Einspannung in Rügenland zu erlauben, nachdem Einspannung 1828 beim Eintritt Bremens aus Bremenshöfwald durch die Regierung in Frankfurt der Rückwanderung-Gesetzes nach Rügenland erlaubt worden war. Nach Rügenland waren auch die Großinger Mennoniten aus der Külmer und Schewy Mönnerung abgesiedelt schon vergeben. Die Rehebräut-Mennoniten zogen jetzt nach Alexanderwohl, wo sie qdliche An-

nahme fanden, dann gründeten sie die Gemeinde **Gnadenfeld**. Die wirkliche in Brentenhofswalde wurde gegründet, als Mennoniten gingen aus evangelischer Kirche über. Der Prediger des Lehrers amelchius Nau, der mehrheitlich als evangelischer Lehrer angesehen wird, so erläutert es sich doch altmennonitische Damen, zum Teil allerdings verschwommen, bis in die Gegenwart in Brentenhofswalde und den Nachbargemeinden vorhanden. Die Angaben über Brentenhofswalde finden s. **Z. dem Mennonitischen Lexikon, I. Band** entnommen.¹

Von Augsburg waren schon im vorigen Jahrhundert zahlreiche mennonitische Familien nach Württemberg ausgewandert. Stets zog es sie dorthin, wo aus Sunus und Moor oder Urwaldwiesen fruchtbare Weisen und Acker zu schaffen waren. Darum wußten auch die jetzt aus Augsburg Gebliebenen hinüber nach Kanada und Brasilien, um dort ihr Glück zu suchen. Die Mennoniten sind fruchtbare Landwirte; sie erzielten im Westen, „unter allen Kolonisten die höchsten Erträge, mehr als nützlich“. Es sind wahre Goldgräber, die, bestimmt davon, sie zu sein scheint, „sich sie weiter wandern müssen, wenn sie eine Büttelei aufzubauen haben. Möge ihnen, nachdem man ihnen in der alten Heimat alles genommen, jenseit des Ozeans das erhoffte Glück blühen!“

Neumärkische Schiffmühlen.

Bon Georg Walter Förth.

Als die Ostgoten 537 Rom belagerten und die Wasserleitungen, welche nicht nur das Trinkwasser, sondern, jenseit davon auch die Mühlen in Rom betrieben, abreißen, erstand der Mühlenhersteller Belisius die Schöpfmühle, durch welche Rom der Aus-
hungertun entzog. Die Konstruktionen der Schöpfmühlen waren verbliebenartig. Auf Schiffen, die im Fluss verankert waren, lagerte auf einer oder auf beiden Seiten eine Radwelle, um welche sich die Schaufeln, die in die Strömung tauchten, drehten. Eine andere Konstruktion sah zwei heranfahrende Schiffe vor, welche durch Balken (Spannbaum) miteinander verbunden waren und zwischen denen ein mächtiges Schaufelrad an-
gebracht war. Derartige Schiff- oder Flößmühlen, welche sich auf durchfahrenden Flüssen bis ins 18. Jahr-
hundert erhalten hatten, sind ziemlich in Ver-
gessenheit geraten. Sie waren insofern unpraktisch, als die Kähne Wasser zogen, häufig ausgerimpft werden mussten, und die Steige, welche von ihnen zum Lande führten und auf dem Korn und Meel hin und hergeschleppt wurde, bei Schnee und Frost nicht ohne Gefahr zu begehen waren. Häufig befand sich im Obergeschoss des auf dem Schiff ausgebauten Häuschen die Wohnung der Müllerfamilie. Kleine Mühlen wurden auf den Stromen hin- und hergefahren und dort verankert, wo Korn gemahlen werden sollte.

Verbanden sich auch auf Seite, Warte und
Oder Schiffsähnlen? Schon der Name des im
Kreise Königsberg bei Alt-Schlieben gelegenen
Ortes „Schiffsähnle“ deutet darauf hin! Aber
auch in allen Urkunden wird von ihnen gesprochen.
Um 1536 ließ Markgraf Johann, der auch hier
seine weitläufige und nach wirtschaftlichen Erfolgen
unermüdbar ausstreckende Schäferei betrieb,
viele Mühlen und Wehren auf der Warte
eintrichten.
Den politischen Herren mißfiel das.
Sie wiesen darauf hin, daß die Schiffsäfte auf der
Warte unter den Schiffsähnlen erheblich litte
und wurden bei dem Markgrafen wiederholt vor-
gestellt. Vielleicht hatte die Schiffsähnle, welche
Konrad von Brüggenstorf auf eigene Rechnung in
einem kleinen und sonst wirtschaftlich schneiden Herren
verkauft, dem Markgrafen Johann als Grund
weiterer Schiffsähnlen als Muster gedient. Ueber-
gens vermauerte Johann die Kästner-Schiffs-
ähnlen in seinem am 11. 7. 1545 ausgerichteten
Tessamen der Stadt Lüftin, der sie 1571 durch
den Hauptmann Gäßter von Osterfädt übergeben
wurden. Radikalisch fand sich in der Geschichte
Lüftins, daß der Grundstein Lüftins von 1552
die Laag der Schiffsähnlen genau nachwies.

Welche Tüden die Schiffmühlen hatten, ist aus einem Bericht des Oberbürgermeisters von Küstrin vom 20. 6. 1739 zu ersehen. Bei Eisgang mussten sie von der Oberbrücke geschüttet werden,

ist es unbedingt in Ernärgelung von Geissoden
gefangen hingelagert werden konnten. Dadurch wurden
in der Oberbrücke nie bis sechs Fuß auf einmal
ausgestellt und die Brücke auch bei mittelmäßigem
Wasser der Gefahr unterworfen, durch die Macht
des Eis fortgerissen zu werden, was mehr Schä-
den verursachte, als die Mühle in vielen Jahren
einbringen konnten, ganz davon zu schweigen, daß
die schlechte Gefahr und Mangel des Wehres ein
Anspruch des Schiffmüller war, weil keine von
nen vor der Brücke stehen und dieser seine
Mühle exponieren, sondern ein jeder von ihnen
sich hinter des andern Mühl verstecken wollte.

Nach den Verträgen, welche die Stadt mit
den Büchtern der Mätschifffmühle abschloß, mußten
die Schiffmühle für die Unterhaltung der
Wasser loren, welche „rein und wasserreich“ war,
dann, damit sie nicht von Schadens-
fallen betroffen seien. Wenn also die Mühle bei Ge-
fahr oder Wehrmangel verriegelt werden, so sollten
die Mühlen und Magistrat die Kosten hierfür tei-
len. Zur Unterhaltung des gehenden Werkes hatte
der Müller jährlich aus der Stadtförst einen
Vorholz, zu Sorielen, 15 Schiffsstämmen, 2
eine einfache Egelblinde sowie ein Huber-
stück oder Schärrholz unentgeltlich zu verlangen,
nach der Topographie der Neumarkt von 1798
waren die beiden von der Mätschifffmühre liegenden
Mühlen damals bereits baufällig.

Bei Zellin fand sich noch um 1800 eine kommunistische. Der „Gebäckbäcker-Schönmüller“ Carl Zellin unter dem Künstlernamen „Zellin“ richtete am 30. Dezember 1792 an den König ein Gesuch, in dem er erklärte, wie seine Schömmühle von dem Kehlberg-Lüftchen angebläst und beschädigt wurde. Um das Mahlwerk nicht zu tönen, aber die Reparatur vornehmen lassen und in einer Hoffnung veranlaßt, daß ihm die Kosten von einem Schiffer erstattet werden. Dieser ist aber im Berliner Reichstag des Preußens verhört und aus der Berliner Zeitung vom 21. Januar 1801 zu hören. Da er die Schömmühle in Brandenburg an denken mußte, hat er darum. Das Generaldirektorium antwortete, wie die Kammer es schon in einem früheren Bescheid getan, daß die Ausmittlung des Schadens und des benötigten Baupauschalbetrages wegen er bereits erprobten Reparatur durch den zulässigen Baubeamten nicht mehr erfolgen könne und darum eine Rekuperation zur Erfüllung des Schadens nicht vorliege.

Wie lange die Schiffs mühle noch bestand und ob sie das Schild ihrer Geschwister, bei Sturm und Eisgang zu versichern, teilte, ist unbekannt. Da sie die lehrt, ihrer Art in der Renaissance war, ist anzunehmen. Mit den letzten Schiffen wurde auch ein großes Schild aus der Romantik der Malerei zu Grabe getragen. (Aus der *Neumatt* 19. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Neumatt.)

„Prost!“ leggen de Bieber.

se gebrannten haben. Dies ist nämlich eine
völkische Gemeinschaft; denn erfordert will, daß in
einer völkischen Gemeinschaft, zu trinken, Glas
und Bier geben. Und in einem Bierhaus hinzu-
treten, darf die kostbare Bierherrein Glas
nun wieder hin. Er sagt „Prost“ und hat seine
Gesellshaftlichkeit schon beendet, und ich, ich armer,
mittrittsleidender Staunne und Begeisterung, ich
sollte um meinen wohlverdienten Anteil an der
völkischen Weise. Das ist mir nicht einmal, zweit-
lich so ergangen, sondern immer, wenn ich
Bierern irgendein in der Welt zusammen-
trete, und die Bierer laufen so galantreich auf
seinem Erdenbahn herum wie Fliegenteufel auf dem
Slobus. Ihre Vierbeträger — denn anderes
ist das nachdrücklich angebrachte Proststagen
nichtsdesto minder — haben mich manchmal erobert,
und ich forschte nach Beweismaterial, und sie
sagten, „Sonne, Sonne, Bier und Bier“ und „Glauben“
und „Vier“ und „Überzeugung“ und „die wege“ „Vor-
stellung“ halbfür Taschafaden, um „Zwede der
Abstürzung eines Anderen“ vor den Staats-
anwalt zu schützen. Bierstiel gelingt es mir,
spekuliert ich, alle betrügerischen Bierer Vier-
beträger ins Kittchen zu zerren, damit ich dann in
eine Lübe mein mir annehmendes Achtel genießen

„Damit bin ich aber hingefallen. Und hab die zweite Gemeinde. Die Wieger sind glatt ihre Sandaale, die sie einst in der Warte gingen. Sie wünschen einem aus der Sand und einst, das man sie endlich auf frischer Tat erwischt, so wünschen sie sich gelasst und schmunzelnd in Bart ab: „Rümme, „jet herbei, het dat nicht duftu,“ und: „Rümme, scha ihrer Wachterzsigel, die tränken so gern, sagen sie, und rufen nach Schluss, „Brost“ damit der andere nicht aufgerufen werden und sehen sollte, wieviel sie gebringen hätten. Wenn er das fahrt, geht er in Stämmen und Schred der Schläg röhren.“

„Ich habe mir das Staunen über die Vorwürfe unserer Welt so lange abgewöhnt, denn es ist mir nichts so obsonderlich an wie in ihrer, ver-

„Ich habe mich nicht auf Sie beziehen wollen,“ erwiderte ich, schüchtern geworden, einzuwenden. „Und ferner“, meine Stimme schwoll, „tritt jeder ständige Mensch voll für seine Tat ein.“

et mit dir Predigt infrieden. Wie kamen
du oof nicht mit? Und er erzählte die Ge-
schichte von jenen Vor- und Stammbütern, die
alle Vieher, in der Wärthe gefischt hatten,
modderfalten Novembermärchen hätten sie mit
seiner Käbi in Sumpf und Bruch hinabschwem-
men lassen. Das getrocknete Schäffl Mertins, der Bart,
die Fischkerben schwittert, liegt hinter in ihren
Fächer. Dann langt einer mit hinter dem Rücken
gezogenen Fingern nach hinten und holt aus dem
Bart die Schäppchenbüder hervor. Er holt sie
hier und da, halbeisenroter Mund, und
im Augenblicke er sich auf, zeigt sie auch zwei Daumens
hoch, wie ein Feuerzeug über seine Zunge fließt. End-
lich legte er sie ab, wünschte sie die Glästurnen aus
dem Bart und redete die Bubbel mit einem fröh-
lichen „Prost!“ seinem Nachbarn. Der maßte es
enzo, stand, sagte hinterher „Prost!“ und
sche weiter. Und so ging es fort. Erk wurde
mit Fischern und dann zum andern „Prost!“ ge-
seint.

Dieser Trinkbrauch sei, so schloß der Bieker,
s Blut übergegangen, und keine Söhne
me mehr von ihm los. Es sei Vererbung,
d keiner könne ihnen heute einen Vorwurf
achen.

Nun mache ich ihnen auch keinen mehr. Es
dahingestellt, ob ich von der Beweisführung
gezeugt bin, oder ob ich es aufgegeben habe,
sich mit den Viehern zu streiten. Ich ärgerte
sich auch nicht mehr über sie. Über das Trinken
ihnen habe ich mir abgewöhnt. R. H.

Der Winter in neumärkischen Volksmund.

Sprichwörtliche Dorfweisheiten.

Benn't räj'nt, wert et natt;
wenn't friert, wert et glatt;
wenn't schniet, wert et witt;
wenn't haelt, jiss' et Grütt!

„Den un wedder mutt de Natur in'n Winder
kleen'n Rück krej'n“, säch' de Döryschemedd, un-
soap sich de Woch dawer twee Moal!

„Man kümmt goarnee ut de Angst rut“,
hnt der Jonge, „in'n Summer dunnert det, um
n Winder möt'n wi alle Doag' na de Schule!“
At

U n h a l t :

Märkische Weihnachtsgedichte. Von Karl
Demmel.

Der Weihndachtbefehl des Königs. Von

„Prost!“ leggen de Viezer. Von K. H. Der Winter im neumärkischen Postamt und

Schiffleitung: W. Dahms